Militärische Ergebnisse der zweiten europäischen Winterkampagne.

Von einem ehemaligen Generalstabsoffizier.

Die Kämpfe in Kleinasien. — Russische Offensive im Kaukasus ein großes strategisches Manöver. — Die Eroberung Montenegros und Albaniens. — Bessarabischer Feldzug zeigt Minderwertigkeit des russischen Reserve-Materials. — Bewegungskrieg kann allein eine Entscheidung bringen.

II. (Schluß.)

Durch die der interessierten Welt näherliegenden Kämpfe in Frankreich eigentlich ungerechtfertigter Weise überschattet, spielen sich jetzt noch an der Kaukasus-Front Ereignisse ab, welche vom militärischen Gesichtspunkte aus alle Merkmale einer großzügigen strategischen Operation an sich tragen. Zwar kann man die Lage infolge der Entfernung dieses Kriegsschauplatzes und hauptsächlich wegen der Spärlichkeit der Nachrichten, die sich beinahe ausschließlich auf nicht sehr glaubwürdige russische Quellen stützen, nicht im Detail so genau beurteilen, wie in Frankreich; trotzdem läßt die Anlage und Durchführung der russischen Offensive erkennen, daß es sich in diesem Falle um einen recht bemerkenswerten Erfolg der russischen Strategie handelt. Es hieße Vogel Strauß-Politik betreiben, wenn man die schwierige Lage, in welche die Türkei infolge des Falles von Erzerum und der sich daraus ergebenden Konsequenzen geraten ist, beschönigen wollte.

Die gegenwärtig noch andauernde russische Offensive läßt sich in ihren Anfängen bis zum Januar 1916 zurück verfolgen. Nach dem Mißlingen der offenbar mehr aus politischen Gründen unternommenen Aktionen gegen die österreichisch-deutsche Front in Bessarabien und Ost-Galizien faßte der russische Generalstab den Plan, sämtliche verfügbaren Reserve-Kräfte zu einem Hauptschlag gegen die militärisch schwächere Türkei auf dem weit entlegenen Kriegsschauplatze in Armenien und Persien zu verwenden. Wie aus dem Verlaufe der Ereignisse erhellt, war nicht nur eine Offensive entlang der ganzen ca. 200 Meilen langen Kaukasus-Front, sondern auch die Fortsetzung der Operationen in Persien und die Mitwirkung der russischen Schwarzen Meer-Flotte ins Auge gefaßt worden. Die Konzentrierung der Kräfte zur Durchführung einer so umfangreichen Aktion muß daher sehr bedeutend gewesen sein, wenn auch die unoffiziellen Angaben von 90 Armeekorps ziemlich übertrieben erscheinen.

Als Vorbereitung und Einleitung zu diesem ausgedehnten strategischen Manöver ist das im Monate Januar erfolgte Vorschieben des russischen linken Flügels bis an den Nordrand des Van-See in Armenien aufzufassen. Der dabei offenbar verfolgte Zweck war nicht nur — den genannten Flügel in eine der gegen Südwesten gewählten strategischen Angriffsrichtung entsprechend günstigere Position zu bringen — sondern auch einen Anschluß an die sich bereits in die Gegend südwestlich Teheran erstreckenden Operationen in Persien zu bewerkstelligen. Sodann wurde an die Durchführung des eigentlichen Planes — nämlich den strategischen Durchbruch des türkischen Zentrums in der Richtung auf Erzerum geschritten. Wie die Ereignisse gelehrt haben, gelang den Russen die geplante strategische Ueberraschung — das türkische Zentrum wurde durchbrochen und Erzerum fiel. Die Folge davon war die notwendige Rückziehung der türkischen Flügel am Schwarzen Meere und am Van-See — um eine Spaltung der Streitkräfte zu vermeiden. Die russische Armee nahm auf der ganzen Front die Verfolgung auf und ist gegenwärtig bis auf hundert Meilen in türkisches Territorium vorgedrungen. Ob diese Verfolgung schon gänzlich oder teilweise zum Stehen gebracht worden ist, läßt sich gegenwärtig infolge der einander widersprechenden Meldungen der beiden Parteien nicht genau beurteilen. Nichtsdestoweniger kann man aus den offiziellen Berichten ersehen, daß die Fortschritte nicht mehr so bedeutend sind, wie in den ersten Tagen nach dem Falle von Erzerum.

Trotzdem erscheint die Situation der türkischen Streitkräfte auf jenem Kriegsschauplatze noch nicht als gefahrlos, denn der Vormarsch des linken russischen Flügels bedroht noch immer den Lebensnerv des Osmanen-Reiches, die Bagdad-Bahn. Eine Unterbrechung dieser Linie würde einer Abtrennung der westlichen Türkei von der östlichen gleichkommen und unzweifelhaft bedeutende militärische, wenn nicht politische Konsequenzen haben. Warum die durch die Räumung der Gallipoli-Halbinsel freigewordenen türkischen Streitkräfte nicht zeitgerecht zur Abwehr der russischen Offensive verwendet werden konnten, wird einmal die Geschichte dieses Krieges aufklären. Jedenfalls ist es bedauerlich, daß es den Russen gelang, ihre Kräfte-Konzentrierung derart unbeobachtet durchzuführen, daß ihnen die gewiß großzügig angelegte Operation auch gelungen ist.

Mit der Kampagne in Persien verfolgt die russische Regierung offenbar mehr politische als militärische Zwecke, um auf alle Fälle beim Friedensschluß für eventuelle Territorial-Verluste an der Westgrenze des Reiches entsprechenden Ersatz in Asien zu finden. Daß die Russen die persische Hauptstadt Teheran vorläufig beiseite liegen und die wichtigen Handelsplätze Hamadan und Kermanschaw in Besitz nahmen, kann als Beleg für obige Annahme betrachtet werden. Ein Zusammenwirken mit den in Mesopotamien operierenden britischen Kräften scheint bis auf weiteres nicht in der Absicht der russischen Heeresleitung zu liegen. Es wäre auch keineswegs im Interesse des jahrhundertelangen Strebens Rußlands nach einem eisfreien Hafen, wenn sich England durch die Eroberung Mesopotamiens einen Rückhalt für seine Besitzungen am persischen Golf schaffen und die für den Ueberlandverkehr durch Klein-Asien wichtigen Flußlauf des Euphrat und Tigris beherrschen würde.

Eine vom militärischen Gesichtspunkte aus bemerkenswerte Tatsache ist, daß die Operationen an dieser Front nach der Durchbrechung der türkischen Front direkt den Caharakter des Bewegungskrieges trugen. Der verhältnismäßig in kurzer Zeit erfolgte Fall der starken türkischen Positionen bei Erzerum ist ebenfalls auf diese Erscheinung zurückzuführen. Die Retablierung der türkischen Streitkräfte auf diesem Kriegsschauplatze wird jedoch wesentlich durch den Umstand dazu begünstigt, daß der Vormarsch der Russen durch den strengen Winter in dem kommunikationsarmen armenischen Gebirgslande bedeutend verzögert und überdies keine Eisenbahnen als Verbindungs- und Nachschubs-Linien zur Verfügung stehen. Die Wegeverhältnisse in Armenien sind aber zur jetzigen Jahreszeit derartige, daß der Munitions- und Lebensmittel-Nachschub mit außerordentlich Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Dieser Grund dürfte offenbar für die Tatsache ausschlaggebend gewesen sein, da die Russen in jüngster Zeit den Schwerpunkt ihrer Offensive auf ihren nördlichen Flügel verlegen, um den wichtigen Hafen Trapezunt am Schwarzen Meere in die Hand zu bekommen, und nicht allein von der Verbindung zu Lande abzuhängen.

Die Kämpfe in Montenegro und Albanien.

Montenegros militärischer Zusammenbruch und Kapitulation gehören der Geschichte an und waren eine direkte Konsequenz des Niederganges Serbiens. Es erübrigt daher nur noch, die Ereignisse, welche zu dieser Tatsache geführt haben, militärisch zu analysieren und die sich daraus ergebenden Schlüsse zu ziehen.

Anfangs Dezember stand das Gros der österreichisch-ungarischen Streitkräfte hauptsächlich im östlichen Grenz-Territorium des „Landes der Schwarzen Berge", während die Nord- und die Westfront weniger stark dotiert waren. Nachdem die montenegrinischen Stellungen an der alten Ostgrenze von Natur aus außerordentlich stark waren und infolgedessen von den verhältnismäßig schwächeren Kräften des Berglandes wirksam verteidigt werden konnten, entschloß sich der österreichisch-ungarische Generalstab, durch eine strategische Ueberraschung an einem anderen Teile der Gesamtfront eine rasche Entscheidung anzustreben. Es wurde noch im Laufe des Monates Dezember eine Umgruppierung der Streitkräfte vorgenommen und das Schwergewicht der Offensive an die westliche Front Montenegros verlegt, ohne daß die Montenegriner von den Truppenverschiebungen etwas gewahr wurden. Die geplante strategische Ueberraschung gelang daher vollkommen, der Berg Lovcen und andere nördlich davon gelegene Stützpunkte wurden erstürmt und damit war die montenegrinische Front nicht nur an einem Flügel durchbrochen, sondern an ihren anderen Teilen in Flanke und Rücken bedroht. Da den Montenegrinern überdies keine Eisenbahnen zur Verfügung standen, um zeitgerecht Truppen von der Ost- an die Westfront zu werfen, war eine militärische Katastrophe unvermeidlich und diese fand bekanntlich in der Niederlegung der Waffen seitens der ganzen Nation ihren Abschluß. Mit dem Falle des Berges Lovcen trat auf diesem Schauplatze der Bewegungskrieg in seine Rechte und seine energische Durchführung seitens der Oesterreicher beschleunigte das voraussichtliche Ende.

Die darauf folgenden Operationen in Albanien waren zwar in der Hauptsache durch politische Erwägungen diktiert, — um Italien gänzlich von der Ostküste des adriatischen Meeres zu verdrängen — erscheinen aber auch vom militärischen Gesichtspunkte aus geboten, einmal um die Ueberbleibsel der serbischen Armee und die Streitkräfte Essad Paschas gänzlich aktionsunfähig zu machen, andererseits, um allen eventuellen zukünftigen Unternehmungen der Alliierten an der Ostküste des adriatischen Meeres einen Riegel vorzuschieben. Der Vormarsch der österreichischen Streitkräfte ging zwar wegen der megaxmen gebirgigen Beschaffenheit des albanischen Geländes und der Wintersaison nur langsam, aber doch stetig entlang der Küste von Norden nach Süden vor sich. Außer einigen unbedeutenden Nachhut-Gefechten kam es erst vor Durazzo zu einer größeren militärischen Aktion. Diese gipfelte darin, daß die Oesterreicher schließlich von Norden, Osten und Südosten die Hafenstadt angriffen und die italienisch-serbisch-albanischen Streitkräfte zur Einschiffung zwangen.

Ob die Oesterreicher den Vormarsch gegen den von Italienern besetzten Hafenplatz Avlona fortsetzen, beziehungsweise den Angriff den Bulgaren überlassen werden, hängt anscheinend lediglich von politischen Rücksichten ab. Militärisch hat Avlona nur geringen Wert für die Streitkräfte der Zentralmächte. In der Südwestecke Albaniens gelegen, ist die Stadt von jeder militärischen Basis der Verbündeten weit entfernt und besitzt nur ungenügende Verbindungen mit dem Hinterlande. Selbst wenn die Alliierten im kommenden Frühjahre oder Sommer von Avlona aus eine Einwirkung durch Albanien auf den rechten Flügel der bulgarischen Streitkräfte an der serbisch-griechischen Grenze planen würden, hat ein solches Unternehmen wegen der Terrainbeschaffenheit des südlichen Albaniens nur sehr geringe Aussichten auf Erfolg und würde sehr starke Streitkräfte beanspruchen. Um jedoch auch diese Eventualität aus der Welt zu schaffen, dürften vielleicht die Bulgaren, welche unoffiziellen Berichten zufolge die unweit gelegene Stadt Berat in Besitz genommen haben, sich, sobald die Jahreszeit nicht mehr sonderlich hindernd wirkt, zum Vormarsch gegen Avlona bewogen fühlen.

Die Kämpfe in Ostgalizien und Bessarabien.

Rußland wollte offenbar zur Zeit der Jahreswende das über seinem kleinsten Schützling auf dem Balkan schwebende Verderben auf alle mögliche Weise abwenden. Da eine direkte Hilfeleistung ausgeschlossen war, trachteten die Russen wenigstens indirekt den Druck auf Montenegro abzuschwächen, indem sie durch den Angriff auf die österreichischen Stellungen an der bessarabischen und der Strypa-Front augenscheinlich die Oesterreicher zur Abziehung von Streitkräften vom Balkan veranlassen, ferner Rumänien gleichzeitig zum Anschlusse bewegen und damit einen Umschwung auf dem Balkan herbeiführen wollten. Das Unternehmen scheiterte trotz des großen Kraftaufwandes vollkommen und eine Fortsetzung wurde aufgegeben, als das Schicksal Montenegros besiegelt war.

Der Mißerfolg Rußlands bei dieser Aktion liegt jedoch nicht nur auf militärischem, sondern auch hauptsächlich auf moralischem Gebiet und gestattet einen Schluß auf die noch mögliche, zukünftige militärische Leistungsfähigkeit der russischen Streitkräfte in diesem Kriege. Ein Vergleich der Resultate des russischen Angriffes an dem Frontabschnitt zwischen Pruth und Dniester mit jenen des deutschen Angriffes auf Verdun gibt äußerst interessante Aufschlüsse. Die Ausdehnung der beiden Kampffronten ist beinahe gleich, (bei Verdun ca. 15 Meilen, bei Toporoutz-Bojan ca. 20 Meilen). Die zum Angriff bestimmten Streitkräfte waren in Bezug auf Zahl ebenfalls nicht sehr verschieden. (Deutsche ca. 4 Korps, Russen ca. 5 Korps). Der Angriff auf die französische Front vor Verdun war entschieden schwieriger, weil die Fortslinie dem Verteidiger einen starken Rückhalt bot, als auf die österreichische Stellung in dem wenig hügeligen Gebiet an der bessarabischen Grenze. Trotzdem gelang es den Deutschen, schon in den ersten Tagen des Angriffes bis an den Fortsgürtel Verdun's heranzudringen, während die Russen am Ende ihrer großen Offensive in Bessarabien keinen Meter der österreichischen Stellungen genommen hatten. Die russische Führung tat das Möglichste, um das Unternehmen zu einem Erfolge zu gestalten. Truppen, Artillerie, Munition waren im Ueberfluß vorhanden. Worin lag also die Ursache des Mißerfolges?

Die den Russen noch zur Verfügung stehende Menschen-Reserve ist offenbar dem Soldatenmaterial am Kriegsbeginn gegenüber von minderwertiger Qualität. Und die Behauptung, daß das russische Heer damit seine Rolle als ein ausschlaggebender Faktor auf den europäischen Kriegsschauplätzen ausgespielt hat, gewinnt den Anschein, begründet zu sein. Diese Enthüllung ist das bedeutsame Ergebnis der russischen Aktion in Bessarabien und Ost-Galizien.

Resume.

Zieht man nun das große militärische Fazit aus den Ereignissen der Winter-Kampagne 1915/16, so ergibt sich kurz Folgendes:

Der Positions- oder Grabenkrieg wird, wie bisher, keiner der beiden Parteien eine Entscheidung bringen. Um eine solche herbeizuführen, muß wenigstens eine derselben zum Bewegungskrieg überzugehen versuchen. Da die Zentralmächte beinahe überall im Feindeslande stehen und ihre strategische Stellung sehr günstig ist, besteht für sie die obige Notwendigkeit nicht in dem Maße wie für die Entente. Die Hoffnung auf eine wirtschaftliche oder militärische Erschöpfung der Zentralmächte wird durch den tatsächlichen Verlauf des Krieges immer mehr ad absurdum geführt, was jeder die Lage nüchtern Beurteilende zugeben wird. Die Entente-Führer müssen jedoch ihren eigenen Völkern endlich einmal einen positiven Erfolg vorweisen, nachdem die „Attrition" Taktik bisher offenkundig ein Fehlschlag war, um der sich stetig mehrenden Kriegsmüdigkeit zu steuern. Bis zum Ende des Jahres 1915 haben die Zentralmächte die große Initiative festhalten müssen, um sich nach allen Seiten hin günstige militärische Positionen zu schaffen. Dies gelang und die Notwendigkeit einer Fortsetzung der Initiative ist nicht absolut mehr vorhanden. Sie können mit ihren militärischen Kräften jetzt mehr haushalten als früher und den Gegner sich erschöpfen lassen.

Hinsichtlich der Kriegführung in der Winter-Kampagne ist noch hervorzuheben, daß die Methode der raschen Konzentrierung von Truppen an einem bestimmten Frontabschnitt behufs strategischer Ueberraschung und daraus resultierendem Durchbruch, dem sich dann der Bewegungskrieg anschloß, abermals in dieser Periode bedeutende Erfolge erzielte.

Das Leben in Brüssel.

Von Erwin Berghaus.

Brüssel, im Februar 1915.

Nun ist diese Stadt 18 Monate feldgrau. Die dumpfen Wirbel der Schlacht, die des Nachts, wenn die Geräusche der Boulevards verebben, mit den südwestlichen Winden herüberflattern, kommen von weither. Und man könnte, flüchtiger Kriegsgast an altvertrauter Stätte, beinahe der Meinung sein, hier ginge alles in den Geleisen von ehedem. Die beiden Geschütze, die auf der Höhe des Justizpalastes am Fuß des Mammutbaues Wache stehen, haben nichts Furchteinflößendes mehr; friedsam, gleich längst gezähmten Raubtieren kauern sie da, überschauen das Barackengrau im Viertel der Marolliens und blicken hinüber zum Rathausturm, der wie Filigran ziseliert, nadelspitz aus dem Gassengewirr der Altstadt ragt.

An die schwarz-weiß-roten Wimpel gewöhnt man sich allgemach, und auch für Brüsseler Augen ist nicht mehr jeder feldgraue Rock ein rotes Tuch. Wenn damals vorm Jahr eine Kompagnie unserer Besatzung durch die Straßen schritt oder die Leibgarde des Gouverneurs, die galaweiße Kürassier-Schwadron defilierte — die übrigens der Volksmund mit dem schönen Namen „les pâtissiers" halb spöttisch, halb scherzhaft bedacht hat — dann verödeten plötzlich die Bürgersteige wie zu nachtschlafender Zeit. Das ist anders geworden. Kußhändchen werden nicht geworfen, versteht sich. Eckensteher und Konsorten gaffen, so wie es immer war — die anderen gehen ihrer Wege.

In das, was unabänderlich ist, fügt man sich — sagt der Vernünftige. Die Le Havre-Patriotards und all die wackeren Stützen des Vaterlandes, die es einst mit dem Sprung über die Grenze so eilig hatten und nun aus sicherer Entfernung um so lauter kläffen, halten es anders. Sie hetzen und sticheln und predigen Rebellion. Freilich, den sauberen Herren, die unsere oft wiederholte Mahnung zur Rückkehr damals, als es noch Zeit war, mit einer nichtssagenden Geste in den Wind schlugen, haben wir nachher durch manche Rechnung den Strich gezogen. Die Kriegssteuer auf die im Land gebliebene Habe der Abwesenden, die seinerzeit ein Häuflein Einsichtiger auf den Pfad der Besonnenheit zurückführte, der in das besetzte Belgien wies, haben sie nicht verschmerzt. Als jüngst ein Maueranschlag der Bevölkerung kundgab, die Regierung ginge mit dem Plane um, die nicht bewohnten Häuser der Ausgewanderten zu belegen, scholl erneutes Zetern und Mordio herüber. Die Daheimgebliebenen aber begannen stillschweigend, die herrenlosen Gemächer — leerzuräumen, um die Möbel, so rechnete man wohl, vor dem zu gewärtigenden Abtransport ins Barbarenreich zu retten. Welch uneigennützige Absicht dann leider ein neuer Anschlag zu Schanden machte. Die Zahl der Wohnungen, die leerstehen, ist groß. Die Hauseigentümer sind nicht die Beneidenswertesten unter den Brüsselern. Das Glück, nach Quartalsschluß den vollen Betrag fälliger Mieten einheimsen zu können, begegnet unter Hunderten einem.

Vielfach geschieht es, daß Besitzer größerer Häuser, um sich zum mindesten ein geringes Einkommen sicherzustellen, in Ermangelung ersprießlicherer Gelegenheiten der Straßenfront zugewandte Räume gesondert vermieten, in denen sich dann Verkaufsläden auftun. Darauf ist es zurückzuführen, daß heute, der Kriegszeit trotzend, scheinbar mehr Schaufenster locken, mehr Waren dem Vorübergehenden sich anpreisen, als man es im Brüssel der Erinnerung gewohnt war. Und was man feilhält in den Geschäften dieses kriegsüberzogenen, „von der Hunnenflut überschwemmten, ausgemergelten" Landes? Nun, wer in diesen Tagen durch die Straßen wandert und nachher nach Hungerleidern die Lust abwittert, dem kann nicht geholfen werden.

Bei der Fülle der dargebotenen Lebensmittel, auch namentlich solcher, die der Haushaltsführung anspruchsvollerer Klassen entsprechen, fällt es nicht ins Gewicht, daß z. B. Erdöl, Fett, Seife um ein Mehrfaches ihres ursprünglichen Wertes gestiegen sind.

So lebt sich's in Belgien unter deutschem Zepter! Die Anerkenung und Würdigung dessen, was deutsche Organisation hier möglich machte, können wir nicht von einem Volk erwarten, dessen nationale Sehnsucht hinzielt auf unsere Vernichtung. Zumindest nicht den ausgesprochenen Dank. Wir Deutsche sind auch nicht gewohnt, für die guten Früchte unserer Arbeit Dank zu ernten. Kommt er einmal spontan, wollen wir ihn quittieren.

Wir sind in Feindesland! Die, vor allen, die sich's hier angelegen sein lassen, auf eine Wiedererweckung des geistigen Lebens hinzuarbeiten, womöglich unter Anteilnahme der Bevölkerung, werden gut tun, es nicht zu vergessen. Die Bestrebungen deutscherseits, die der Bildung und Unterhaltung dienten, haben denn auch mit Recht zunächst unsern eigenen Leuten gegolten. Im engern Kreis von Soldaten unserer Besatzung, von Verwundeten in den Lazaretten haben Künstler Sang und Musik gespendet, haben deutsche Vereine geschauspielert und deutsche Schulmänner das Vortragspodium besiegen. Die künstlerischen Ereignisse werden zum großen Teil heute durch die sogenannte Bildungs-Zentrale ins Werk gesetzt, die sich mit den von ihr in die Wege geleiteten Darbietungen gelegentlich auch an ein größeres Publikum wendet; sie hat u. a. die Räume des Parktheaters für ihre Zwecke mit Beschlag belegt. Die einheimischen Bühnen haben nahezu ausnahmslos den Betrieb wieder aufgenommen, die meisten der kleineren Operettentheater haben ihn auch damals im kritischen Sommer nur vorübergehend eingestellt. Die Oper schweigt noch. Die Tempel der leichtgeschürzten Musen reden um so lauter.

Den geistigen Zusammenhang mit dem großen Geschehen da draußen vermittelt dem Brüsseler eine Anzahl französisch geschriebener Tageszeitungen. Es leuchtet ein, daß die Schere des Zensors darin eine gewisse Rolle spielen wird. Im übrigen beschränken sich diese Blätter meist auf die kritiklose Wiedergabe der verschiedenen Heeresberichte, die wenn es hoch kommt, eine trockene Erläuterung an Hand der Landkarte finden, etlicher Nachrichten vermischten Inhalts und eines Bündels lokaler Notizen. Wo die Belgier sich vernünftig gehaben, werden nach wie vor die heiklen Fragen, die die gegenwärtigen Verhältnisse dem leicht zu kränkenden Nationalgefühl nicht ersparen, glatt zu lösen sein. Der gute Wille ist auch hier das Ei des Kolumbus. Verzichten die Brüsseler darauf, von ihren feldgrauen Mitmenschen nur das Schlechteste anzunehmen, so ist die Grundlage für ein verträgliches Nebeneinanderleben da. Leider ist es hierzulande gang und gäbe, hinter jeder neuen Gouvernementsverordnung zunächst die Schikane zu wittern. In den Straßenbahnen werden die Haltestellen seit kurzem auch in der flämischen Bezeichnung (neben der französischen) ausgerufen. Auf höhern Befehl. Natürlich: das geschieht, den wackern Brüsselern eins auszuwischen. Flämisch liest man fürderhin auch die Ueberschriften der Bilder im Kinotheater —: was könnte es denn sein, wenn nicht preußischer Schabernack! Selbstredend verdienen die Deutschen, daß man ihnen solche Tücke mit gleicher Münze heimzahlt. Wenn es nur mit den Gelegenheiten dazu nicht so haperte ... Seitdem ein Erlaß das Tragen der Kokarden usw. mit den Farben unserer Gegner verbot, zu deutsch einem groben Unfug steuerte, sind die stummen Kundgebungen der Feindseligkeit selten geworden. Bald nach jener Verordnung trugen eines Tages Alt und Jung, Männlein und Weiblein plötzlich ein kleines Efeublatt auf der Brust, das Efeu des Gedenkens ... Unsere Feldgrauen hatten ihre Freude daran —: ein paar Tage später, und die braven Landsturmleute lustwandelten über die Avenue Louise, ein Efeublatt in natura oder papierner Ueberlebensgröße auf den Busen geheftet ... Da war das Spiel aus. Neuerdings wird der charakterstarke Patriotismus auch dadurch bekundet, daß man über die deutsche Eisenbahn gewissermaßen den Boykott verhängt. Das Reisen in Belgien ist heutigentags nicht nur eine Angelegenheit, die manchen Gang zur Paßzentrale benötigt, sondern auch ein kostspieliges Vergnügen. Zehn Centimes der Kilometer in dritter, 15 in zweiter Klasse. Solchen Tribut möchte man denn doch dem deutschen Staat nicht in die Kriegskasse werfen. Wozu hätte man da den Tram? Sehen Sie, wer's richtig anfängt, neunmal umsteigt, zehnmal ein Stückchen Weges zu Fuß läuft, braucht für die Reise Lüttich—Brüssel nicht mehr als sieben Stunden. Und hat der Eisenbahnverwaltung nicht einen Heller geschenkt, sehen Sie ... Biedere Provinzler, die sich um Mitternacht auf den Weg machen, abwechselnd den Tram und Schusters-Rappen benutzen — ob auch der D-Zug vor ihrer Türe hielt —, um des Mittags erschöpft am Bestimmungsort Brüssel anzulangen, sind in der Hauptstadt dutzendweise zu finden. — Gegen den harmlosen Albert-Kultus, der das Bild des Königs in alle Schaufenster stellt, an alle Wände nagelt, wird wenig einzuwenden sein, solange die Bevölkerung es nicht mit den Hütlern der Ordnung verdirbt. Und das tut sie nicht. Die Polizeistunde wird artig innegehalten, und wer sich unter die Leute mengt, mag verwundert aufschauen, wie manierlich der Belgier selbst in diesen Kriegsläuften sein kann. Nie wird man in der Elektrischen, im Café oder an anderm öffentlichen Ort auch nur das leiseste Schmähwort hören. Von dem, was zu jeder Stunde alle Herzen bewegt, alle Geister beherrscht, — redet man nicht. Wir erleben das eigenartige Schauspiel, daß das Thema Krieg einfach ausgeschaltet ist.

Wer freilich in Brüssel zu Hause ist, wer achtgibt auf die Untertöne der Melodie oder auch das Glück hat, eines redseligen Papa Beulemans (der bekannten Lokalpossenfigur) habhaft zu werden, wird's bald wissen, wie es den Brüsselern heuer zumute ist. Dieses Volk hat sein Talent der Selbstverulkung auch in der jetzigen bitterbösen Zeit nicht verlernt. Und die „Zwange" blüht. Eines Tages begab es sich, daß — zur Strafe für irgendeine Widersetzlichkeit — alle Zivilisten 8 Uhr Abends in ihren Häusern sein mußten. Etliche Tage darauf erschienen Stöße von Ansichtskarten, die „Fünf Minuten vor 8" betitelt, sich Hals über Kopf retirierende, aber dabei vor Vergnügen an dem seltenen Schauspiel juchzende Bürgerscharen darstellten. Als wäre eigens der Krieg dazu da, den Hintergrund für allerlei Possen, bei denen man sich kollachen könnte, abzugeben. Die Brüsseler bringen es spielend fertig, ohne sich im geringsten mit der Zensur zu verunehrlichen, aktuelle Revuen zu schreiben und aufzuführen. Und man wundert sich, wieviel komische Wirkungen man dem Krieg ablesen kann ... Nein Beulemans ist nicht mit nach Le Havre ausgerissen. Nach wie vor schwelgt er brustkönig im falschen Pathos dieses unvergleichlichen Spießer-Jargons — um einen Augenblick später spitzmündig ein gezieztes Pariserisch zu flöten, mit jedem Satz den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wiederholend.

Es scheint in der Tat auch heute kein Gebiet geistigen Lebens für den Brüsseler zu geben, das er den Kobolden des unfreiwilligen Humors, der Lächerlichkeit, dauernd verwehren könnte. Werfen wir einmal einen Blick auf eine „Zeitung", die hier im Verborgenen erscheint, und deren Urhebern man bisher noch nicht auf die Spur gekommen ist: „La libre Belgique." Ein periodisches Pamphlet nach berühmten Mustern —: Wut, Hohn, Gemeinheit: hier Wierz' Gemälde „Napoleon in der Hölle" mit den Zügen des deutschen Kaisers, dort Lissauers Haßgesang mit dem Kehrreim „Deutschland!" usw. Und nun seht: inmitten dieses Geschreibsels, das den heiligsten Ernst der verfochtenen Sache bekunden soll: Witzblattglossen, ein Verulken der eigenen Arbeit ...

Daheim die deutschen Mütter und Frauen kleiden sich schlicht und einfach in dieser schweren Zeit der Not. Die Tracht sticht so wenig in die Augen wie die feldgraue der Krieger. In Brüssel kleidet man sich nach der Mode. .. Aber fragt mich nur nicht wie! Ueber gekrauftem Schläfenhaar ein Pelzzylinder nach Kosakenart, ein unwahrscheinlich eng geschnürtes Mieder, ein Rock, der just die Kniescheiben bedeckt, über riesenhohen Stiefelchen eine schmale Spanne durchbrochener Strümpfe frei läßt — und ihr habt die Dame im Krieg.

Es sieht aus, als lebte man hier mit göttlicher Unbekümmertheit in den Tag hinein. Man ist optimistisch im besetzten Brüssel. Der Glaube, daß eins Tages die Engländer Zeebrügge stürmen, die Hauptstadt entsetzen und die deutschen Truppen über den Rhein jagen werden, sitzt so unausrottbar tief, daß wir schier den Globus erobern könnten und vermöchten doch nichts wider ihn. Von den Wortführern der Alliierten erbten sie das Talent, aus unsern Siegen Niederlagen zu konstruieren, aus der Schnelligkeit unserer Vormärsche ein Symptom innerer Schwäche zu lesen. Wohlan den, daß wir die Sieger sind und es bleiben werden, wollen sie nicht begreifen. Mag ihnen die Zeit den Star stechen.

Einen Erfolg aber dürfen wir für uns buchen. Daß wir nicht die Barbaren sind, als die man uns in vier Fünfteln der Welt verschreit, das haben die Einsichtigen inzwischen weisgekriegt. Wo deutsche Landsturmleute von ihren Bürgerquartieren scheiden, fließen mitunter belgische Tränen. Drüben im flandrischen Flachland vor allem, und in den Dörfern der Campine. Die vielen Tausende von Gefangenen aber, die in deutschen Lagern, zum Teil in Bauernhöfen untergebracht sind, wo man sie gleich Angehörigen des Hauses behandelt, erzählen in Briefen davon, was ihnen im Land der Deutschen widerfährt. Sie werden auch davon erzählen, wenn sie heimkehren, eines Tages. ... Auf die Dauer bleiben die Brüsseler selbst nicht mehr taub und blind für die Lebensbequemlichkeiten, die sie noch im 18. Kriegsmonat unter unserm Zepter genießen. Und verschmerzt man's nicht, daß bei den 40 Millionchen monatlichen Tributs auch die Hauptstadt einen hübschen Batzen zu zahlen hat — der Moloch zehrt auch am deutschen Goldschatz. Wenn die Brüsseler Spitzenindustrie heute nicht gänzlich darniederliegt, wenn der kleine Mann genügend Erwerbsmöglichkeiten findet, so daß niemand Hunger leidet und kein Obdachloser friert, dann ist deutsche Arbeit an dem Erfolg nicht unbeteiligt. In den Cafés rings um die Börse geht das Kauf- und Verkaufsgeschäft so vielstimmig munter von statten, daß man schier übersieht, daß die Börse selber — geschlossen ist. Seit August 1914.

Dies ist eine Stadt, in der mag den Krieg vergessen konnte.

Die Kämpfe um Verdun.

Von Major a. D. E. Moraht.

Berlin, 2. März.

Als unsere schweren Kaliber bereits gegen die starke Nordfront der vorgeschobenen Stellungen Verduns donnerten, schrieb die „Libre Parole": „Nach den schlechten Tagen kommen die guten," und dann klammerte sich die französische Hoffnung an den Schatten des russischen Sieges vor Erzerum, sah die englische Jugend zu den Waffen strömen, um die „Entscheidung" zu erzwingen, und entdeckte das „Erwachen" der vielgeschmähten französischen Fluggeschwader. Bedauernswert ist ein Volk, das im erregtesten Erleben seinen klaren Blick von delirierenden Propheten leicht einspinnen läßt. Das ist immer das Geschick Frankreichs gewesen und hat es früher wohl oft genug gelähmt, seine Energie hart anzuspannen und durchzuhalten.

„Der Franzose", schreibt als kritischer Beurteiler Rudolf Lothar im „Pester Lloyd", „besitzt die große, oft beneidenswerte Kunst, zu vergessen, was er selbst gesagt hat." Jetzt, inmitten der wirklich recht schweren Not um Verdun, übt er seine Kunst und vergißt, daß er selbst Erzerums Fall den Wert der Entscheidung absprach, daß er selbst klagte, wie die englische Jugend höchst widerwillig zu den Rekrutierungsbureaus sich treiben ließe und alles daran setze, aus den Listen der Konsignierten wieder zu verschwinden, daß die bemißtrauten Flieger Frankreichs weder die Vorbereitungen unseres Ansturms gegen Consenvoye—Azannes rechtzeitig entdecken, noch den Zusammenhang der anschließenden Kampfhandlung gegen Douaumont festhalten konnten. „Die Ueberschätzung des Wortes, die zur Ueberschätzung der Redekunst wird, war stets Frankreichs Glanz und Verderben," sagt derselbe Verfasser. „Der Wortrausch hat auch die klarsten Köpfe umnebelt." Wäre es anders, man hätte während des Winters nicht in allen Tönen der Hoffnung auf die eigene und englische Frühjahrsoffensive geschwelgt. Man hätte das Saloniki-Abenteuer nicht als absolut notwendig für die „Gloire" abgefaßt, und man hätte sich durch den englischen Kriegsminister nicht über den zweifelhaften Wert der Zwangsdienstpflicht täuschen lassen.

Unsere Operationen um Verdun waren bis vorgestern seit dem 21. Februar in Fluß geblieben. Das ist besonders hervorzuheben. Traute man uns doch nicht die Kraft zu, mehr als einen großen Feuerüberfall zu leisten. Allenfalls noch einen Einbruch durch Infanterie an irgend einer schlecht bewachten Stelle. Auf diesen Ton waren die Londoner und Pariser „Kriegslagen" gestimmt. Daß durch die Erstürmung der Linie Douaumont—Bras Verdun fest von Norden eingeschnürt ist, stört die gewissenlosen Kritiker nicht. Wenn wir siegen, wollen wir den Erfolg nicht ausschließlich der Torheit unserer Feinde verdanken. Darum weisen wir die Mär von dem „unverteidigten toten Gestein und Mauerwerk", wie drüben jetzt der eroberte Eckpfeiler der Werke vor Verdun betitelt wird, energisch zurück. Die für das neutrale Ausland berechneten Worte wollen wir einfach durch die Wahrheit verscheuchen, daß die raffinierteste Befestigungskunst der Franzosen und die Wachsamkeit ihrer besten Truppen sie vor der Niederlage nicht schützten. Wir sind in Douaumont. Wir sind zwischen Maas, Dieppe, Abaucourt, Blanzées die das Gesetz gebenden Gebieter, und Verduns Verteidigungsfront ist im Norden und Osten der Festung um reichlich 360 Quadratkilometer enger geworden. Das ist gut für den Angreifer, für seine konzentrische Artilleriewirkung und für seine Truppenverwendung. Angesichts dieser Tatsache behauptete der „Figaro" noch am 29. Februar: Die Deutschen hätten keinen Zoll Boden mehr gewonnen.

Als Antwerpen gefallen war, habe ich auf unseren Krieg mit großem Ziel hingewiesen und die Eroberung der belgischen Riesenfestung eine „Notwendigkeit" genannt. Wir können jetzt, im Fortgang der Kämpfe um Verdun noch nicht das strategische Ziel unserer Operationen gegen Verdun behandeln. Aber ich möchte wiederholen, was ich damals schrieb und was als Kriegstheorie dem Generalstab jeden Heeres geläufig ist: „Nun ist zweifellos richtig, daß der Besitz der Festung als Bollwerk aus Erde, Stein und Eisen, die Beschlagnahme der artilleristischen Bestückung, Arsenale, Depots und sonstigen Kriegsmittel, nicht das alleinige Ziel der Eroberung bildet. Die toten Dinge erhalten ihren kriegerischen Wert erst durch Menschenhand und Menschengeist. Auch beherrscht eine fundamentale Wahrheit alle deutschen Operationen: Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Mittel zum Ziel des Krieges." Das wissen der französische Generalissimus Joffre und sein ungebetener Ratgeber, der Oberst Repington in den „Times". Letzterer versicherte vor wenigen Tagen, daß zu keiner Zeit des Krieges größere und bessere Reserven der französischen Heeresleitung zur Verfügung gestanden hätten. Das wird unserer Obersten Heeresleitung lieb sein zu hören, denn wir haben eine ausgesprochene Antipathie gegen „Luftstöße".

Wenn ganz Deutschland mit Stolz auf seine sturmerprobten Krieger blickt,